

Wir müssen uns einschränken

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **128 (1849)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir müssen uns einschränken.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß Herr Faber vor seinem Arbeitstische. Schwere Sorgen drückten ihn; das las man in seinen kummervollen Mienen. Rechnungsbücher, Wechsel und Konti lagen zerstreut vor ihm. „Was ist zu thun?“ seufzte er leise, „Jahr für Jahr geht's rückwärts; das Vermögen ist aufgebraucht; erworben wird nichts. Hier sind Konti im Betrag von 1200 fl., die schon vor 6 Monaten hätten bezahlt werden sollen; dort liegen zwei Wechsel, jeder von 1000 fl., die morgen fällig sind, und in der Kasse finde ich kaum mehr 30 Louisd'or. Was ist zu thun? Wir müssen uns einschränken und arbeiten.“

Die Thüre öffnete sich. Frau Faber trat ein in vollem Puge. „Guten Morgen, mein Schatz“, sprach sie, „schon so frühe beschäftigt?“ „Frühe?“ erwiderte Herr Faber verdrießlich, „es ist ja schon 9 Uhr.“

Sie. Du scheinst nicht wohl geschlafen zu haben, mein Lieber, oder hast du unangenehme Geschäfte?

Er. Ja, unangenehm genug. Wer möchte nicht verdrießlich werden, wenn er Tag für Tag sein Hauswesen den Krebsgang nehmen sieht? Sieh da diese Konti und Wechsel; 3000 fl. sollte ich bezahlen und habe nicht 300 fl. Hast du Geld, so gib her!

Sie. Nein, meine Kasse ist leer. Eben wollte ich 300 fl. bei dir holen, um morgen ins Bad zu reisen.

Er. Dafür habe ich kein Geld. Ueberhaupt muß ich dir sagen, daß wir anfangen müssen, uns einzuschränken, weil unsere Vermögensumstände sehr zerrüttet sind.

Sie. Zerrüttet? Wie ist das möglich? Ich brachte dir 50,000 fl. Heirathgut zu und vor 6 Jahren hast du 30,000 fl. geerbt.

Er. Das ist Alles beinahe aufgebraucht. Die Einnahmen sind klein, die Ausgaben horrend. Schau nur in meine Rechnungsbücher. Soll ich mich nicht in kurzer Zeit insolvent erklären, so müssen wir eine ganz andere Lebensweise beginnen.

Sie (erschrocken). Insolvent? Warum hast du mir früher nichts gesagt?

Er. Ich habe dich oft gewarnt, nicht so

großen Aufwand zu treiben. Du hattest zu meinen Warnungen nur gelacht und dich auf unser großes Vermögen berufen.

Sie. Nun in Gottes Namen, ich will mich einschränken. Aber die 300 fl. muß ich doch haben. Zu meiner Vaterreise ist Alles vorbereitet und du weißt, daß ich dieses Vergnügen nicht entbehren kann.

Er. Du bist ja gesund; wozu denn eine Badekur?

Pauline (hereinhüpfend). Guten Morgen, lieber Vater! Haben Sie wohl geschlafen? Geben Sie mir doch einige Louisd'or; ich will heute eine Spazierfahrt mit einigen Freundinnen machen und dieselben, weil mein Geburtstag ist, bewirthen. Bruder Albert wird uns mit den zwei Schimmeln und dem neuen Wagen fahren.

Vater. Kann nicht sein, liebe Pauline. So gerne ich dir dieses Vergnügen gönnen möchte, so erlauben es doch die Verhältnisse nicht. Es fehlt mir an Geld und die Schimmel sind verkauft.

Mutter und Tochter zugleich. Was, verkauft?! Wer soll denn unsere schöne neue Kutsche ziehen?

Vater. Die wird auch verkauft. Wir müssen alles Unnöthige und Ueberflüssige zu veräußern suchen. Ich behalte nur noch ein Pferd und den Einspänner.

Pauline. Ach, die schöne Berline und die zwei prächtigen Pferde verkauft! Alles wird mit Fingern auf uns zeigen, wenn wir statt zweispännig nur einspännig ausfahren. Wir werden zum Gespötte der Leute.

Mutter. Nein, das lasse ich nicht geschehen. Fange die Einschränkung mit etwas Andern an.

Vater. Womit?

Mutter. Gehe nicht alle Abend zum Trunk. Damit kannst du Vieles ersparen.

Pauline. Und geben Sie das Jagen auf; das ist ein kostspieliger Artikel.

Vater. Meine Abendgesellschaften sind mir unentbehrlich und das Jagen dient zur Erhaltung meiner Gesundheit.

Mutter. Wenn du den Anfang mit dem Einschränken nicht machen willst, wer soll es denn thun?

Vater. Du, mein Schatz. Nimm dich selbst

der Hauswirthschaft an, daß wir nicht zwei Mägde brauchen. Stelle deine Spazierfahrten ein, gieb die unnöthigen Badereisen auf und verwende keine so große Summen für Hoffahrt in Kleidern und Möbeln.

Mutter (mit einem spöttischen Knir). Ah, seht doch den trefflichen Moralprediger! Andern will er Alles verbieten, sich selbst aber nichts. Und worin soll sich denn unsere Tochter Pauline einschränken, gestrenger Herr Papa? Soll sie wie ein Bauernmädchen gekleidet sein? Soll sie wie eine Magd arbeiten? Soll sie sich wie eine Nonne in ihr Kämmerlein einschließen? Dann wird sie hübsche Freier bekommen! Etwa einen Schuster oder Buchdrucker oder gar einen Schulmeister! Ha, ha, ha!

Vater. Lehre sie einfach leben und arbeiten, dann wird es ihr an einer guten Heirath nicht fehlen. Versteht sie vom Hauswesen nichts, besteht ihre ganze Beschäftigung nur im Tanzen, Lesen, Klavierspielen und Putzmachen, so wird sich kein solider Mann um ihre Hand bewerben.

Pauline (schnippisch). Ich heirathe einen Herrn und keinen Mann. Ich bin nicht deswegen in einem französischen Institut gewesen, um wie eine gewöhnliche Jungfer zu leben. Gesellschaft, Lektüre, Tanz, Konzert, Ball, Mode, das sind meine Beschäftigungen, und die werde ich nimmer aufgeben; ich bin dazu erzogen worden. Ah, seht, da kommt Albert, was wird der zu den Einschränkungen des Herrn Papa sagen?

Vater. Gut, daß du kommst, Albert. Wir sprechen so eben über eine wichtige Angelegenheit. Warum siehst du so verstört aus? Bist du krank? Was fehlt dir?

Albert. Pah, Lappereien! Wir waren im Bären bis Morgens 3 Uhr lustig beisammen; da setzte es noch eine Schlägerei ab. Ich hatte beim Spiel 30 Thaler verloren und auch die Uhr verspielt. Darüber etwas unmutig und vom Wein erhitzt, machte ich meinen Kameraden einige Vorwürfe, daß sie mich hintergangen. Ein Wort gab das andere. Des Bärenwirths Kellner wollte den Streit schlichten; ich schlug ihm eine leere Flasche ins Gesicht, daß er, aus Maul und Nase blutend, zu Boden taumelte, und nun ging das Pauken los. Ich

soll nun dem Kellner 6 Thaler Schmerzensgeld geben, oder er will mich verklagen.

Vater. Daraus wird nichts. Ich bezahle keinen Kreuzer. Wir müssen uns einschränken. Sage nur dem Bärenwirth, eine Klage rufe der andern; sowie sein Kellner dich wegen Schlägerei verklage, werde ich den Bärenwirth wegen Uebertretung der Polizeistunde anzeigen.

Albert. Aber der Karoline schicken Sie doch wieder etwas Geld. Sie hat mir geschrieben, daß sie mit ihrem Kinde sich kaum durchbringe und Mangel leide. Sie wissen, wir haben ihr versprochen, wenn sie einen Andern als Vater angebe, ihr jährlich 100 fl. zu geben.

Pauline. Die kriegt nichts mehr. Wir müssen uns einschränken.

Mutter. Gut, daß nichts Schriftliches gemacht worden ist. Aber das arme Mädchen dauert mich doch. Es hat so viel Anhänglichkeit und Treue gegen uns bewiesen.

Vater. Für solche Sachen habe ich kein Geld mehr und von heute an werde ich keine Schulden mehr für dich bezahlen, Albert. Gieb dir Mühe, etwas zu verdienen, und schränke dich in deinen Ausgaben ein.

Albert. Wie kann ich das? Gelernt habe ich nicht viel und an die Arbeit bin ich nicht gewohnt. Man sagte mir bisher immer, wir seien so reich und ich dürfe etwas draufgehen lassen. Da sind noch einige Pöstchen, die doch bezahlt werden müssen: dem Uhrenmacher für zwei Zylinderührchen 60 Thaler, dem Goldschmied für verschiedene Sachen 3 Louisd'or, dem Zuckerbäcker 30 fl., dem Herrn Gorini für Violinstunden 20 Thaler, dem armen Peter für Gänge, die er meinerwegen thun mußte, 6 fl., dem . . .

Vater. Wie ist das möglich, Albert, daß du so viele Schulden machen konntest? Ich gab dir doch wöchentlich 4 Thaler, um die Nebenausgaben zu bestreiten. Es ist mir unmöglich, diese Schulden zu bezahlen. Wir müssen uns einschränken.

Albert. Was verstehen Sie unter diesem Einschränken? Ich kann meine bisherige Lebensart nicht ändern, ohne von meinen Kameraden ausgelacht zu werden. Und wenn wir uns plötzlich so arm stellen, wird aus der Heirath

mit der reichen Mathilde nichts; sie ist jetzt schon etwas kälter gegen mich.

Mutter. Albert hat recht. So wie wir anfangen, uns einzuschränken, wird der Verdacht rege, daß wir nicht gut stehen. Wir müssen auf dem gleichen Fuße fortleben, wie bisher, bis unsere Kinder verheirathet sind.

Albert. In einigen Dingen könnte man sich doch einschränken. Wir könnten jährlich die 100 fl. ersparen, die wir dem Vetter Karl gegeben haben, damit er studiren könne. Der Bursche kann ja ein Schuster werden, das kostet weniger.

Vater. Ja, ich werde ihm die bisherige Unterstützung entziehen, ob'schon mich der fähige und fleißige junge Mensch dauert.

Pauline. Und die Rosine, der Sie das Lehrgeld versprochen, damit sie die Nätherei erlerne, mag als Dienstmagd ihr Unterkommen suchen, so ersparen wir wieder eine hübsche Summe, die ich für ein neues Kleid verwenden kann.

Indessen trat die Stubenmagd herein und meldete, es seien zwei Rathsherrn draußen, welche freiwillige Beiträge für ein neues Waisenhaus sammeln.

„Abgewiesen“, brummte der Vater.

Auch, berichtete die Magd, habe sich vor zwei Stunden schon der Pfarrer von *** gemeldet und lasse um eine milde Beisteuer für sein abgebranntes Dorf bitten.

„Abgewiesen“, rief die Mutter, „wir können uns nicht mit solchen Dingen behelligen.“

„Aber“, fragte die Magd traurig, „soll ich auch die arme Schulmeisterwittwe abweisen, der Sie bisher von Zeit zu Zeit einige alte Kleidungsstücke für ihre sieben Kinder zukommen lassen?“

Mutter. Sage ihr nur, daß sie sich anderswo nach Kleidern umsehen soll. Wir werden in Zukunft die abgehenden Kleider an einen Feilsträger verkaufen, das giebt wieder Geld zu einer Spazierfahrt.

Die Magd schlich betrübt fort.

„So hätten wir denn“, sprach der Vater, „einen Anfang mit Ersparnissen gemacht. Aber das reicht noch lange nicht hin. Wir müssen uns noch mehr einschränken. Wie wäre es, wenn wir einige der kostbarsten und überflüs-

sigen Möbel veräußern, den unnützen Gold-, Silber- und Brillantenschmuck in Geld umwandeln würden, um die aufgelaufenen Konti zu bezahlen?“

Aber Mutter und Tochter riefen erzürnt: „Das thun wir nimmer! Diese Dinge können wir nicht entbehren.“ „Du hast bisher von den Debitoren nur 4 Prozente bezogen“, sagte die Mutter, „nimm in Zukunft dir 5.“

„Und leihen Sie in Zukunft kein Geld mehr ohne Hypothek, Provision oder Zinse aus“, rief Albert. „Warum geben Sie nicht 80 statt 100? Dabei gewinnen Sie mehr als mit dem dummen Einschränken.“

„Aber die Leute, welche darunter leiden“, erwiderte seufzend der Vater.

„Nah, was gehen uns die Leute an? Wenn wir nur Geld gewinnen und uns nicht einschränken müssen!“ versetzte höhnlachend Albert. „Und suchen Sie mit unsern Gläubigern im Stillen zu affordiren“, fügte er noch hinzu.

Und so geschah es. Dem armen Vetter Karl wurde die kleine Unterstützung entzogen, der braven Rosine das versprochene Lehrgeld nicht bezahlt, die verführte, unglückliche Karoline ihrem Schicksal überlassen. Die außer Mode gekommenen Kleider wanderten zu den Feilsträgern; die Debitoren hatten entweder einen höhern Zins zu entrichten oder die Kapitalien abzubezahlen; den Diensthoten wurde der Lohn verkürzt und das vorrätliche Geld mit jüdischem Wucher ausgeliehen. Durch einen geheimen Afford oder, wie man etwas vornehmer zu sagen pflegt, durch ein getroffenes Arrangement erhielten die Gläubiger den fünften Theil ihrer Forderungen. Im Uebrigen lebte die Familie Faber auf gleichem Fuße wie bisher, so lange es ging. Aber durch Wucher, Härte und Betrug wird der sinkende Wohlstand nicht befestigt. Was dadurch erspart und gewonnen wird, fährt zu allen Löchern hinaus.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen, da hielt an einem Abend vor dem ersten Gasthose des Orts, wo die Familie Faber wohnte, eine Kutsche. Ein Herr und eine Dame stiegen aus und begaben sich in die Gaststube. Da waren alle Tische besetzt, denn es fand eine gerichtliche Versteigerung statt. „Haus und Liegen-schaften zum Zebra! Wer bietet mehr als

10,000 fl.?" rief der Gerichtswibel. Der fremde Herr und die Dame stuzten. „Ist die Familie Faber ausgestorben, daß ihr Besizthum versteigert wird?“ fragte der Herr den Gastwirth. Wollte Gott, sie wäre ausgestorben, so würde sie nicht der Gemeinde zur Last fallen. Nein, die Alten sind im Armenhaus einquartirt, der ungerathene Sohn hat sich mit dem Gelde anderer Leute fortgemacht, wahrscheinlich nach Amerika, und die Tochter hat sich an einen Komödianten gehängt und reist Gott weiß wo in der Welt herum.

Der fremde Herr und die Dame sahen einander betroffen an. „Wer bietet mehr als 10,000 fl. auf das Faber'sche Haus und Gut?“ rief wiederholt der Gerichtswibel. Eine lautlose Stille herrschte einige Augenblicke in der Gaststube. „12,000 fl.!" rief eine Stimme; es war die des fremden Herrn. Alles schaute auf ihn. „12,000 fl. zum ersten, zweiten und — dritten Mal! Sie sind Eigenthümer von schon vor seiner Reise nach Ost-Indien den Bund der Liebe geschlossen, zum Traualtar zu führen. Der verlassenen Rosine hatte sich eine alte, reiche Wittve angenommen, und Rosine wußte die Neigung derselben durch Dankbarkeit und Treue so zu erwerben, daß sie von ihr im Testament reichlich bedacht wurde.

Karl und Rosine traten nun die Faber'schen



Haus und Liegenschaften zum Zebra, mein Herr! Wie heißen Sie?" sagte der Gerichtswibel. „Ich heiße Karl Ehrhard und meine Frau Rosine Hermann, Beide von hier gebürtig und nahe Anverwandte der unglücklichen Familie Faber.“ Alle Anwesenden gerieihen in frohes Erstaunen. Mancher alte Bekannte trat hervor und drückte dem Paare zum frohen Willkomm die Hände. Karl mußte seine und seiner Frau Lebensschicksale erzählen. Diese sind in Kurzem folgende: Karl, nicht gehörig unterstützt, um seine Studien fortsetzen zu können, widmete sich der Handelschaft, wozu er ohnedies mehr Neigung als zum Studiren hatte. In ein Handelshaus aufgenommen, das große Geschäfte nach Ostindien trieb, machte er bald sein Glück. In Ostindien, wohin er nach einigen Jahren reisen mußte, erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen. Mit diesem kehrte er wohlbehalten in sein Vaterland zurück, um die eben so lebenswürdige als geschickte Rosine, mit der er Besitzungen an, jedoch nicht nur diese, sondern auch die verlassenen Kinderstellen. Die unglücklichen Eltern wurden aus dem Armenhaus in ihre frühere Wohnung abgeholt und von Karl und Rosine lebenslanglich verpflegt. Das junge Paar lebte glücklich in Einfachheit und Fleiß und Gott segnete es mit ungehörtem Wohlstand und lebenswürdigen Kindern.

Die Schnellpost.

Reisender. Hr. Posthalter! Ich muß augenblicklich wieder abreisen; lassen Sie frische Pferde vorkommen.

Posthalter. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Reisender (5 Minuten später). Hr. Posthalter! Ich habe nun die vorgescriebene Zeit abgewartet. Sorgen Sie dafür, daß die Pferde augenblicklich kommen, sonst stelle ich Klage.

Posth. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Reisender (10 Minuten später). Nun geht mir die Geduld aus. Ich muß auf der Stelle die Pferde haben. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Minister.

Posth. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Reisender. Sie sind ein Flegel mit Ihrem „Sie müssen halt warten!“ Aber warten Sie nur! Wenn ich in die Residenz komme, werde ich gegen Sie die gehörigen Schritte thun.

Posthalter. So? 's is schon recht. Wissens was? In der Residenz habens auch noch Keinen gefressen. Sie müssen halt warten.